

Blick in die Schweiz : da "no future" nun "out" ist

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **110 (1984)**

Heft 10

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bruno Knobel

Da «no future» nun «

Nicht mehr à jour

Zu den Fortschritten der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gehört unbestritten, dass in Erziehungsgrundsätzen nicht mehr an hoch rangierender Stelle postuliert wird, Kinder hätten beim Essen zu schweigen. So sehr aber der bei Tisch harmonisch gepflegte, den Generationenkonflikt abbauende Dialog zwischen Jung und Alt gelobt werden kann – er hat seine Tücken!

Dann etwa, wenn während der Suppe ein Streit entbrennt über Schulfragen und sich bis zur Nachspeise ins Tumultuöse steigert, weil «die Alten» ganz einfach nicht mehr mitkommen in einer Sache, in der auch die Nachkommen nicht nachkommen.

Ein Leser klagte bewegt, er habe von seinem Sprössling Vorwürfe einstecken müssen, weil er diesem einen falschen Rat erteilt hätte. Der Schüler nämlich hatte bei Hausaufgaben in einem Text die nötigen Satzzeichen einsetzen müssen in dem Satz: «Du antwortest nicht lächelnd die Grossmutter so will ich es dir sagen.» Und der Vater hatte dem Sohne geraten, den Satzteil «du antwortest nicht» nicht zwischen Anführungszeichen zu setzen, weil solche nur erforderlich seien vor und hinter wörtlicher Rede oder bei wörtlich wiedergegebenen Gedanken. Denn so hätte er (der Vater) es seinerzeit gelernt. Und bezüglich der Interpretation dieser Regel: Die Grossmutter habe sich mit ihrem Lächeln ja weder wörtlich geäussert, noch habe sie damit einen Gedanken wörtlich wiedergegeben. Sie habe, so meinte der Vater, schlicht gelächelt, vielsagend vielleicht, oder was immer es bedeuten habe. Und der Autor des (blöden) Textes hätte, wenn er nicht so schlampig gewesen wäre, diesen heute so häufig vorkommenden Fehler vermeiden können, wenn er geschrieben hätte «Die Grossmutter sagte lächelnd: ...»

Nun, der Lehrer war anderer Ansicht gewesen. Er hatte Anführungszeichen wie bei direkter Rede für nötig gehalten. Des Vaters Rat war also falsch gewesen. Und die Moral: Das Sprechen bei Tisch über Sprache ist der Harmonie nicht immer förderlich. Vor allem dann nicht, wenn wir

Älteren nicht mehr ganz à jour sind.

Kürzlich las ich in einem Wochen-Magazin den Satz: ««Ach was!» humpelte der Alte davon.» Von mir wäre, ich gebe es zu, dies ohne Anführungszeichen geschrieben worden – wenn ich es überhaupt so geschrieben hätte und nicht eher: ««Ach was!» murmelte der Alte im Davonhumpeln.» Das ergibt allerdings ein Wort mehr. Und die heutige Sprache, zumal die gedruckte, muss sich vor allem deshalb einiges gefallen lassen, weil sie ja nicht platzsparend genug sein kann.

Rückerinnerungs-seligkeit

Diesem Zwang zum Zeilensparen entspricht nun allerdings ganz und gar nicht die Manie so vieler Zeitungsschreiber, Wörter ums Verroden zu verlängern. Zwar leuchtet ein, dass wer sich aufblasen will, entsprechend aufgeblasen auch spricht. Aber warum ein wortgewandter Publizist in einem angesehenen Blatt sich nicht damit begnügt, zu sagen: «Die SP will die Mitwirkung in der Regierung kündigen», wie es früher einmal recht und gut und hinreichend klar ausgedrückt wurde, sondern das Tätigkeitswort zu «aufkündigen» aufblies, leuchtet mir nicht so recht ein, zumal es der Bedeutung der Aussage hier doch wohl angemessener gewesen wäre – wenn schon!

–, «abkündigen» zu sagen. Und das, so meine ich, galt es einmal mit aller Deutlichkeit abzuzeigen. (Wem dieses Wort noch nicht geläufig ist, der nehme zur Kenntnis, dass «aufzeigen» [wo «zeigen» durchaus genügen würde] schon lange im Schwange ist und wohl als eine Kombination von auführen und zeigen gemeint ist. Meine Schöpfung «abzeigen» dagegen ist gedacht als Zusammensetzung von abqualifizieren und zeigen. Aber ich kann mir gut vorstellen, dass da manche Angehörige der Senioren-Generation nicht mehr mitkommen und ähnlich wie der eingangs geschilderte Vater resigniert seufzen, früher sei es eben anders gewesen.)

«Dass früher einmal nicht alles besser, aber doch sehr anders war, weiss jedermann, der ein Alter erreicht hat, in dem üppige Rückerinnerung möglich ist.» Das schrieb eine Journalistin, die es nicht nötig hätte, sich aufzublasen. Weshalb sie es dennoch nicht bei der Erinnerung belies, die ja bereits rückwärts gerichtet ist, muss wohl damit zusammenhängen, dass es im modernen Haushalt der Zeitungssprache auch noch ein Vorerinnern gibt, was mich nicht wundern würde.

Doch gibt es auch Autoren, die ernstmachen mit der Wort-Spar-samkeit. Da lobe ich mir etwa jene drei Übersetzer eines Buches, die auf dem Schutzumschlag als wahre Sprachkünstler gefeiert werden. Diesem hervorragenden Team war der Satz «Die

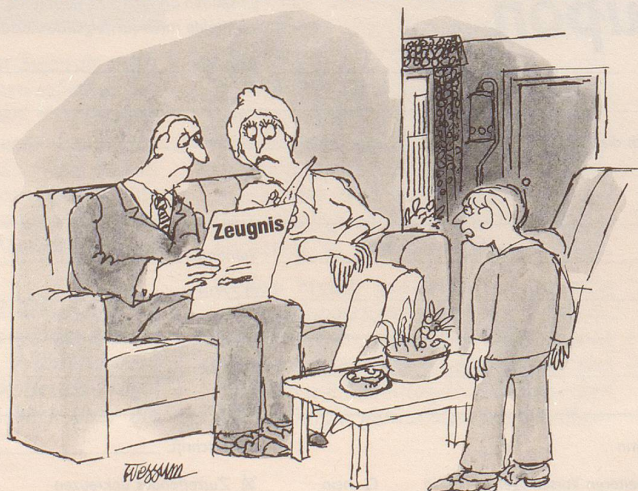
Küche war zu dunkel, als dass ich etwas hätte sehen können» wohl zuviel des Guten gewesen (nämlich genau ein Wort zuviel). Sie formulierten: «Die Küche war zu dunkel, um irgend etwas sehen zu können.» Die Sparsamkeit hat sich für diese Küche, die nichts sehen konnte, sicher gelohnt! Solche Art der Wortökonomie ist sehr angesehen; man begegnet ihr auf Schritt und Tritt. Der Spar-wille ist also doch noch immer vorhanden!

Alter Witz neu gedeutet

Bei Sprechern allerdings hat solcher Sparwille deutlich nachgelassen, insbesondere bei Sportreportern, die jedoch schon immer zu einer barocken Ausdrucksweise neigten. Aber vielleicht liegt's auch hier nur daran, dass ich nicht mehr à jour bin, wenn mir, etwa beim Anhören von Skirennberichten, die Frage aufstiehs, weshalb denn heute die blosse Rangangabe nicht mehr genüge. Früher, in der guten alten Zeit des Rennsports noch der fünfziger und sechziger Jahre, galt, dass im gleichen Mass, wie die Rangziffer wuchs, der Grad des Erfolges abnahm: Der 1. war der Beste, der 7. war sechs Rangstufen schlechter ... Aber es muss wohl damit zusammenhängen, dass die Zeitdifferenzen zwischen den Rängen immer geringer wurden. Ich nämlich vernehme dauernd:

- «A im verdienten 1. Rang» (was ich verstehe), dann aber auch
- «B auf dem ausgezeichneten 3. Platz!»
- «C gewann den vorzüglichen 5. Rang!» und
- D landete sogar «auf dem hervorragenden 7. Platz!»
- Und selbst E kann sich seines «phantastischen 12. Ranges» noch rühmen ...

Rechne! pflegte nach meinem intakten Rückerinnerungsvermögen die Aufforderung im Rechenbuch meiner Schulzeit nach jeder Aufgabe zu heissen. Mit dem Rechnen allein aber hat wohl das wortreiche Bekränzen von Rangziffern nichts zu tun. Es ist heute vermutlich zu einem Sport im Sport geworden, dass zu jedem Rang ein aufqualifizierendes Adjektiv gehört (im Gegensatz zum berüht gewordenen «abqualifizieren»). Und ich wäre der phan-



«... dabei habe ich der Lehrerin vorher einen hübschen Apfel geschenkt – aber es nützte nichts, sie hat sich über den Wurm sehr geärgert!»

out» ist

tastisch hervorragende Letzte, der etwas dagegen hätte. Denn wie gesagt: So ganz à jour bin ich auch nicht mehr. Und so fällt es mir denn nicht schwer, mich eines alten Witzes rückzuentzinnen, der sich aus dem Politischen auch ins Sportliche umdeuten lässt: J.F. Kennedy und Chruschtschow machten einen Wettlauf. Kennedy gewann, worauf die «Prawda» berichtete: «Während Kennedy erst als Vorletzter das Ziel erreichte, belegte Genosse Chruschtschow den hervorragenden 2. Platz!»

Die grosse Wende?

Noch vor kurzem hätte ich es ehrlich nicht gewagt, eh so offen darauf hinzuweisen (ich mache Fortschritte, nicht wahr?), wie rückständig ich vor moderner Sprachentwicklung stehe und wie reaktionär ich doch bin. Doch das hat sich gerade in letzter Zeit gewaltig geändert. Nicht à jour zu sein war in den Augen der Fortschrittlichen lange Zeit ein Makel, und «in» war nur, wer sich progressiv gab. Seit aber die Progressiven das «no future» entdeckt haben und kultivieren, ist «in» für sie aufs Mal nur noch der, welcher «out» ist. Und so läge ich also durchaus richtig, wenn ich mich an mein antiquiertes Sprachempfinden der fünfziger Jahre halte, nachdem man heute schon tief «in» ist, wenn man sich nur à la 50er kleidet, friert, umtut und amüsiert und – warum denn nicht? – also auch spricht.

Ja, ich halte es nicht für ausgeschlossen, dass heutiges seliges Rückerinnern so weit geht, dass sogar ein Karl Kraus wieder in Mode kommt. Ihm gelang es ja, sogar über das blosse (wenn auch richtige) Setzen eines Strichpunktes einen spannenden Essay zu schreiben.

Einmal schrieb er übrigens auch: «Es genügt nicht, keine Gedanken zu haben; man muss auch unfähig sein, sie auszudrücken.»

Wandspruch an einem Schulhaus: «Lieber eine 3 als gar keine persönliche Note!»



Nüts Vewässerets.



Unser Appenzeller ist gut – Schluck für Schluck für Schluck. 42 Kräuter und Gewürze sowie ein guter Schuss Berufsgeheimnis geben ihm sein unvergleichliches Aroma. Appenzeller Alpenbitter wird ohne künstliche Zusätze hergestellt und immer kühl getrunken: Sec als Magentröster oder gespritzt als Apéritif. Jederzeit und überall – zum Wohl!



«Trink öppis Natürlichs.»